



Die Gerechtigkeit der Marianne Denier

Erzählung von Ernst Zahn

(Fortsetzung)

Maria hatte seither bei den Mahlzeiten mit am Tisch gegessen, aber auch sie behagte sich Marianne jetzt zum erstenmal und sah ein kleines, zähes Weib mit gelbgrauem Haar, einer Hakennase und hellen scharfen Augen, die vermißten, sie anzuehen.

Ganz zuletzt trat die Entdeckerin ihres Eigentums über die Straße in den Stall. Als sie die Tür öffnete, hinter der die Kühe standen, kam aus dem nebenan liegenden Schweineschlag Weif, der Knecht, mit zwei Sprüngen herausgeleht. Das war ein Merkmal an ihm, da er nicht mit Schritten sich fortbewegte, sondern auf seinen dünnen federnden Beinen in Sätzen von einem Ort zum andern eilte, und er war der fleißigste Knecht landauf und -ab. Vor Marianne machte er einen unbeholfenen Rückling, als lähe er sie zum erstenmal und hieße sie auf seinem bescheidenen Eigentum willkommen.

„Ich möchte das Vieh sehen,“ sagte sie zu dem Knechte, und der nickte dazu und ging ihr voraus durch den Stall. Er zeigte ihr Kuh um Kuh, legte auf den Rücken einer jeden seine haarige braune Hand und erzählte eine Geschichte, was das Tier für Mucken, Lücken und Tugenden hatte. Manchmal drehte er während des Redens an den paar schwarzen steifen Schnurrbartshaaren, die auf seiner Oberlippe links und rechts herausstanden, knigte wieder und

sprang nach der Tür, als ein Windstoß sie zuschlug, war immer voll Bewegung und voll einer edigen Unterwürfigkeit. Marianne fiel auf, wie seltsam in diesem rauhen, engen Bunde alles zueinander paßte, die schmucklosen Wohnräume, diese niederen lustarmen Ställe mit unsauberem, dürrerem Farnkraut als Streu statt des gelben

selber herausgestiegen. Als Marianne die Ställe wieder verließ, wußte sie darin Bescheid, wie wenn sie seit vielen Wochen darin aus und ein gegangen. So eigentümlich geschärft war ihr Blick an diesem Tage, da sie aus ihrer Betäubung erwacht war.

Auf der Straße lag eine merkwürdige Heiligkeit, die von den versteinerten Bergen herabgeworfen wurde. Diese Berge wuchsen immer freier und rager aus dem Dunst der Tiefe auf. Marianne legte die Hände unter der Brust zusammen und wolle, den Kopf mit der schweren, weißblonden Haarkrone nachdenklich geneigt, die Straße überdrehen. Da eilte Weif, der Knecht, mit geschäftigem Wichtigem an ihre Seite. „Da kommt der Pfarrherr, Frau,“ sagte er und knigte steif gegen einen alten, hohen Priester, der in die Straße einbog. Letzterer nickte unmerklich, und es schien einen Augenblick, als ob er vorbeigehen wollte. Dann kam er mit langsamen und würdevollen Schritten näher. Sein Oberkörper neigte sich leise nach vorn. Ein dünner, glänzend weißer Haarkranz war unter dem schwarzen Käppchen sichtbar, das der Geistliche trug.



Räte Kollwitz: Auswanderergruppe

(Entleerung aus dem Kalender: „Kunst und Leben“ Verlag Fritz Gadow, Berlin-Neudamm)

Strohes, das edige Volk, selbst das Vieh. Die Kühe waren von einem kleinen Schlag, zum Teil mausgrau von Farbe oder weiß, nur ein kleiner, starker, unvolkscher Stier stand gesondert in einer Ecke und war schwarz, als sei er aus dem Bandwappen

„Er ist schon alt, Euer Pfarrherr,“ sagte Marianne zu dem Knecht, ehe jener sie erreichte. „Aber kein besserer weit herum,“ gab Weif zurück. „Und gelehrt,“ fügte er hinzu.

Der Geistliche, der jetzt mit einem zurückhaltenden, fast kühlen Gruß zu ihr trat, erregte Mariannes Aufmerksamkeit. Sein Talar war von feinem, tadellosem Schwarz, sein bartloses Gesicht hatte scharfe, vornehme Züge und eine hohe, wie von schwerer Arbeit müde Stirn. Er reichte ihr drei Finger seiner schlanken und weichen Hand.

„Sie sind die Frau Denier?“ sagte er. Seine Stimme war sehr seltsam, aber die schmalen Lippen des strengen Mundes formten jedes Wort so scharf, daß diese eigenkümlich deutlich und hart klangen. Dann fragte er nach dem Ergehen des Berunglückten.

Marianne blickte frei in sein Gesicht. Er hatte sich bisher nicht um Denier bekümmert, und sie wußte, daß ihm dessen Heirat nicht genehm gewesen. Aber sie betrachtete ihn ruhig und konnte sich eines Gefühls scheuer Verehrung nicht erwehren. Dann gab sie auf seine Frage Auskunft. Ein seltsamer Gegenlag war zwischen ihnen während sie voreinander standen. Alles Licht war auf die gedrungene, blonde Frau geworfen, dunkel und streng stand der Priester da. Er hielt sich nicht lange auf. Wie er Marianne begrüßt hatte, so verließ er sie, sie, läßt und zurückhaltend, zwei Finger nur in ihre volle Hand legend. Als er gegangen war, war es Marianne, als hätte er sie gefragt: Was willst du denn — du Fremde — da unter uns?

Sie ging ins Haus zurück und traf Denier wach und bei Besinnung. Er begann zu sprechen, sobald er ihren Schritt hörte; aber sie vermochte kein Wort zu verstehen, und als sie näher trat, wurde er ungeduldig, daß sie noch immer nicht wußte, was er wollte. Er rief sonderbare Töne aus, fast wie ein zwängendes Kind, bis sie sich neben dem Bette niederließ und ihn ruhig ermahnte, langsam noch einmal zu wiederholen, was er von ihr gewollt hätte. Als er das tat, begriff sie endlich, daß er ihr Ruffschlüssel geben wollte, über das, was ihr zu tun obliege. Er begann sie in seine Vermögensverhältnisse einzurichten, soweit das nicht schon früher geschehen war, hieß sie sich um den Viehhandel und das Land im Berg kümmern, bis er selber wieder der Sache nachgehen könne, gab ihr Lehren, wie das Hauswesen zu führen und das Gesinde zu beaufsichtigen sei und nannte einmal übers andere einen Namen, den sie unmöglich verstehen konnte, von dem sie nur nach und nach erriet, daß er einen Vetter des Kranken bezeichnete, der irgendwo als Knecht bedienstet war und den Denier herkommen lassen wollte. Das Gespräch war unendlich mühsam; immer wieder unterbrach der Kranke dasselbe mit vielen Zeichen zorniger Ungeduld, dann wieder zwang die Erschöpfung ihn, anzuhalten. Aber Marianne lernte vieles daraus und hatte ein Empfinden, als schmiegen sich die Jü-

gel immer fester um ihre Hand, an denen sie dies fremde Hauswesen leiten sollte.

Vier Wochen war es her, seit sie Jost Denier als einen Krüppel heimgetragen hatten. Er mußte nicht mehr zu Bett liegen. Mit geschientem Bein und verbundenem Arm lag er in Kissen gebettet in der Wohnstube. Aber er war blind, seine Sprache war undeutlich, so daß kein Fremder ihn verstand, und er kam nie mehr zum Gehen. Marianne hatte sich eingelebt. Sie holte sich Rat bei ihrem Mann, wenn sie dessen bedurfte; aber sie hatte einen scharfen Verstand und wußte vieles aus eigenem zu ordnen. An dem Kranken tat sie geduldig, ja mit einer gewissen Freude ihre

sprossenden struppigen, schwarzen Bartes. Die eine Hand aber, die er auf die Lehne seines Stuhles gestützt hielt, war bleich, hager und schwach wie Krankenhände sind, selbst das Brann der Haut begann zu schwinden. Marianne hatte sich mit ihrem Manne unterhalten. Er war während des Besprächs eingeschlafen, und sie hatte sich ihren Gedanken überlassen. Allmählich fühlte sie sich von der eingetretenen Stille bedrängt, ließ ihr Strickzeug sinken und richtete den Blick auf Denier. Sie hatte ihn diese Woche sehr oft angesehen, allein noch nie Ruhe gehabt, wie jetzt forschend vor ihm zu sitzen. Darum drang der Schrecken über das, was mit ihm geschehen war, stärker als je auf sie ein. Sie maß den Körper

des Schlafenden mit einer Art Angst und innerer Unruhe. Glied um Glied, immer wieder, und suchte sich zu vergegenwärtigen, wie er früher ausgelesen hatte; aber es gelang ihr nicht, aus dem, was war, das Bild des Gemeinen wieder aufzubauen. Die Stube, in der sie noch nicht heimlich war, der Schlafende, der vor ihr lag, gab den ihr ein Empfinden der Dual. Dann kam ihr der Gedanke an daheim. Sie sah das freundliche Haus auf grünem Hügel in eitel Sonne stehen niederde Blumen an schmucken Fenstern und helle wohnliche Stuben. Nun lag sie hier in einem fremden und dunklen Lande, unter



Am Doiransee

Pflicht, obwohl das nicht ganz leicht war; denn Denier kam immer und immer nicht über den qualvollen Gedanken hinweg, daß er für sein Leben lang elend war, für ein langes Leben vielleicht. Er zeigte sich einmal weinerlich und mutlos, das anderemal zornig und mit aller Welt zerfallen.

Marianne hatte Nachrichten von zu Hause. Der Vater wäre auf die Kunde von dem Unglück gern hergeeilt; aber die Mutter war schon vor der Hochzeit nicht wohl gewesen, und er wagte nicht, sie allein zu lassen. Er schrieb einen mitleidsvollen und ernsthaften Brief, mahnte die Tochter, stark und ihrem Manne nun erst recht eine treue Stütze zu sein, fest in das neue Haus einzustehen. Auch die Mutter fügte liebevolle Worte hinzu. Bisher hatte aber jeder Tag so viel Neues, so viel Arbeit für Marianne gebracht, daß sie nicht dazu gekommen war, über sich selbst und ihr inneres Verhältnis zu ihrem Manne nachzudenken.

Nun lag Denier in der Wohnstube und Marianne mit einer Handarbeit bei ihm. Mittagszeit war vorbei. Der Herbststurm fuhr ums Haus. Rote Blätter flogen und raschelten. Deniers noch immer verbundener Kopf war hintenüber gesunken. Er schlief. Von dem kräftigen Manne war wenig mehr geblieben, was an frühere Zeit erinnerte. Ein Stück der starken und freien Stirn ragte aus den Binden, aber zwei Narben standen darin. Um das ehemals glatte Gesicht lief der starke Schatten eines

Menschen, die sie mit gleichgültigen oder unfreundlichen Blicken betrachteten, würde ein Leben lang hier sitzen müssen! Sie spürte eine leise Reue in sich, daß sie gekommen, und weil sie ihr unrecht schien, begann sie sich Rechenschaft zu geben, wie alles sich so gefügt hatte. Dabei nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Während die Nadeln einen seltsamen Takt schlugen, überlegte sie sich, daß niemand eine Schuld an dem traf, was war. Einzelne Dinge hatten sich verschoben, aber die Hauptsache war sich gleichgeblieben: Sie, Marianne, wohnte in dem Lande, nach dem sie ein Verlangen gehabt, und der Wirkungskreis und Lebenszweck, die sie zu finden gehofft hatte, waren nicht kleiner geworden, sondern gewachsen. Als sie das ermaß, gewann sie ihren Gleichmut und ihre innere Zufriedenheit zurück. Mit breitem Rücken lehnte sie in ihrem Stuhl. Der Wind rief draußen vor der Sonne eine Wolke einzwei. Da fuhr ein stehender Lichtblitz in die Denier-Stube und scharf über die strickende Frau. Die Härchen an den Wangen, die weißen Brouen und die schwere Haartrone glänzten. Und während die Sonne noch in der Stube blieb, kamen draußen starke Schritte durch den Fuir und pochte ein Finger ungeschickt an die Tür.

„Herein,“ rief Marianne leise. Denier erwachte nicht von dem Ruf. Auf die Einladung hin kam ein Mann mit einem starken, schwinghaften Schritt über die Schwelle getreten, halte die Hand

an der Klinke, bemerkte noch beim Eintreten den Schlafenden und schloß sacht die Tür, die er laut geöffnet hatte. Er zog einen neuen weichen Filzhut von dem weiligen, dichten, braunen Haar und ließ einen grauen Handteller von der Schulter zu Boden gleiten. Dann stand er einen Augenblick, den breiten Oberkörper vorgeneigt, an die Stelle genagelt, so sehr überrachte ihn der Anblick des Schlafenden. „Das ist also — das kann er doch nicht sein — der Jost?“ sagte er mit gedämpfter Stimme und einer Handbewegung gegen den Schlafenden zu Marianne.

Diese blieb sitzen, fast unwillkürlich, halb um Denier nicht zu weden, halb weil des Eingetretenen Gestehtun sie anstreckte. „Er ist es,“ bestätigte sie nickend und betrachtete den Better Michel Denier, dem sie auf Wunsch ihres Mannes vor Wochen geschrieben, der aber seinen Knechtplatz nicht früher verlassen und erst heute hatte kommen können. Jost Denier hatte den Better gerühmt. Er sei arbeitssam und habe einen klaren Kopf, brauchte schon lange nicht mehr Knecht zu sein, habe eigen Eripartes, haue nur so weil seiner Eigenheit das harte Dienstbotenleben zusage. Etwas von der Eigenheit stand Michel Denier auf die kurze, starke Sitze geschrieben, über der sich das Wollhaar kräuselte. Er war nicht groß, breitschultrig, hatte dunkle Gesichtsfarbe, einen kurzen Hals, braunen Schnurrbart und blaue, leuchtende Augen. Er trug dunkles Fielertagsgewand. Es verhüllte mustel-

harte Arme und Beine, die Hofe strupfte an der starken Wade und die Armmuskeln preßten ihre Abdrücke in den rauhen Gewandstoff.

„Jesses, Jesses,“ sagte Michel und schüttelte den Kopf, als begreife er noch immer nicht, daß der Krüppel dort der sein konnte, den er als gefunden Menschen gekannt hatte.

Erst jetzt erhob sich Marianne und gab ihm die Hand. Sie errötete leicht; sie fand sich nicht gleich in die neue Verwandtschaft.

„Du bist also die Frau?“ sagte Michel, und empfand daselbe Unbehagen wie sie.

Noch immer den Schlafenden schonend, lud Marianne ihn zum Sitzen ein, worauf er sich am Tisch Denier gegenüber niederließ. Während sie hinausging, ihm Wein und Brot zu holen, sah er still auf seinem Stuhl und betrachtete den Blinden. Erst als Marianne zurückkam, musterte er heimlich auch sie. Er wunderte sich, was der arme Mensch für eine genommen hatte, sein Etend mit ihm zu teilen, und je mehr er die Frau ansah, desto schärfer und aufmerkamer wurde sein Blick.

(Fortsetzung folgt)

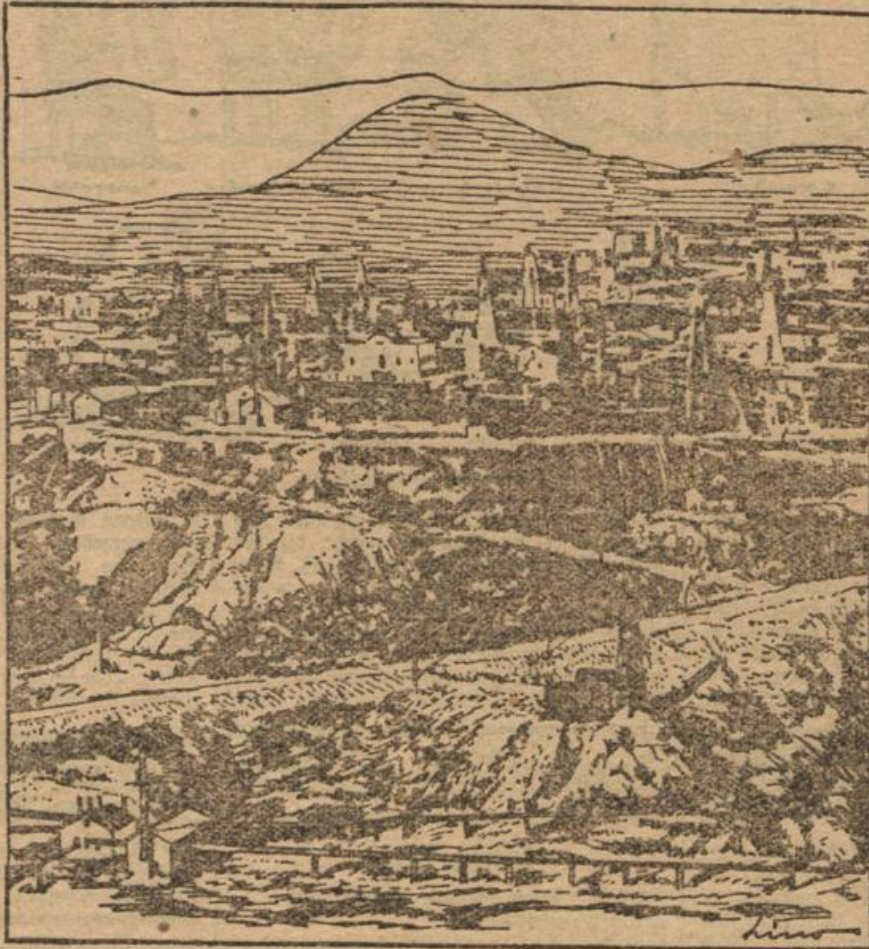
Der künstliche Luftzug.

Im beständigen Wandel der Dinge, den der technische Fortschritt offenbart, wird mit der Zeit gleich anderen Einrichtungen, die sonst den Wert der Unveränderlichkeit zu haben schienen, auch der Fabriksschornstein verschwinden oder wenigstens auf bestimmte Verhältnisse beschränkt bleiben. Diese Aussicht ist ziemlich sicher geworden, seitdem die verschiedenen Anlagen zur Erzeugung künstlichen Luftzugs für industrielle Feuerungen — ganz besonders für Dampfessel aller Größen und Systeme — den Beweis erbracht haben, daß der qualmende Fabriksschlot keineswegs zu den absoluten Notwendigkeiten gehört. Die Gewinnung großer

higter Gase die Fortführung eines Teils der wertvollen Kohlenwärme. Wärme aber heißt Kraft. Also ist richtig betrachtet, die hebende Gasäule im Kamin keineswegs umsonst zu erhalten, sondern sie verlangt auch ihren Anteil von der aus der Kohle gewonnenen Energie.

Wie soll man sich nun das Wesen des künstlichen Luftzugs vorstellen? Man kann zur näheren Erläuterung zwei längst bekannte Beispiele erwähnen, und zwar Feldschmiede und Lokomotive. Bei der Feldschmiede bläst ein kleiner manuell angetriebener Ventilator einen Luftstrom mit einigem Druck durch die Blase, die sich rasch bis zur Helligkeit und heißesten Flamme steigert. Die Einrichtung ist so praktisch, daß

ne nicht allein bei ortsfesten Schmiedehütten die altmodischen Blasebälge verdrängt, sondern sich auch in der besserer und vergrößerten Form für Dampfesselfeuerungen eingebürgert. Bei solchen ist der Kaminfall luftdicht nach außen abgeschlossen, nur das vier-eckige, breite Luftrohr mündet vorn unter dem Kamin. Es ist die Druckleitung eines abwärts aufgestellten, von der Transmission bewegten Ventilators, in dem ein Schaufelrad schnell rotiert und durch seine Schleuderkraft die bei der Abwärtsbewegung der Luft an seinem Umfang wieder hinaus treibt. Als selbständige Einrichtung in dem Sinne, den Schornstein entbehrlich zu machen, sind solche Anlagen indes nicht gedacht, denn in der Zeit ihrer Erfindung hatte man sich das Ziel kaum so weit gesetzt. Man benutzte lediglich den Vorteil des künstlich unter den Kamin gedrückten Luftstroms zur Unterstützung vorhandener aber ungenügender Luftzugs und übernahm



Blick auf die Kautschukstadt Batu

Energiemengen aus der Verbrennungswärme der Kohle ist auf die neue Art nicht nur ebenso gut, vielleicht in mancher Beziehung noch besser möglich ohne die steinernen Riesen, die bei unbestrittenen Vorzügen doch auch ihre Nachteile besitzen. Die meist beträchtliche Höhe gewährleistet eine gute Wegführung der Rauchmassen und Abgase der Feuerungen, bedingt aber ein kostspieliges und gefährliches Bauwerk. Eine notwendige Voraussetzung für die richtige Funktion des Kamins ist jedoch eben die Höhe, weil nur als deren Folge die hebende Säule erhitzter Gase im Innern erscheint, die mit ihrer Auftriebskraft den Luftstrom durch Fuchs, Züge und Feuerungen aufsaugt. Gewiß bietet dies den Vorteil der Automatik. Dem stehen indes sogar zwei Mängel gegenüber. Die selbsterregende Gewalt des Luftzugs ist nicht vollständig, denn sie hängt von dem meteorologischen Zustand des Tages ab, von der Temperatur und den Windverhältnissen. Die Stärke des Kaminluftzugs unterliegt Schwankungen, die im Dampfesselbetrieb manchmal recht unangenehm fühlbar werden. Zweitens bedeutet der ununterbrochene Ausstrom er-

hämischen. Auch minderwertige Kohle auf besonderen Kosten zu verheizen, ist damit leichter als sonst. Diese Möglichkeiten sind in der Praxis mit einer idealen Lösung der Rauch- und Rußfrage oft recht schlecht zu vereinbaren, was der Druckluftfeuerung manche Antipathien eintrug.

Anders verhält es sich mit dem künstlichen Zug, den man von jeher für Lokomotiven anwandte. Bei deren vielhundertpferdigen maschinellen und dementsprechenden Kesselleistungen dürfte man den Nutzen dieser altbewährten Methode kaum unterschätzen, um so weniger, als hier tatsächlich ohne Schornstein gearbeitet wird. Im Gegensatz zu dem vorhin skizzierten Druckluftzug streicht hier ein vom Ende des Rauchgaswegs her angesaugter Luftstrom durch die Feuerung. Es ist also genau derselbe Effekt wie beim höchsten Schornstein, obwohl ein solcher kaum in Miniaturform vorhanden ist. Das Wunder verrichtet ein Dampfrohr, das einen Strahl Kessel- oder Abdampf durch das kurze Rauchrohr bläst. Im ersten Falle ist der Dampfessel zwar dünn, aber von hoher Spannung, im zweiten ist zwar der Druck mäßig, aber dafür

das Strahlvolumen größer; beide Male wird mit ihm eine verhältnißliche Blaskraft entwickelt, die den Rauch mit Behemung hinausstreift, die den ständigen Nachströmen der Feuerpfeile und damit das Nachdringen der Luft zum Koff verursacht.

Ein solches Saugluftverfahren ist auch das neue das allgemein als „künstlicher Zug“ rauh bekannt geworden ist. Viele stationäre Kesselanlagen sind damit ausgerüstet, teilweise bereits völlig schornsteinlos. Im Gegentheil zur Druckluftfeuerung wird dabei weder am Koff noch Nebenfall irgend etwas geändert, vielmehr bleibt dabei alles so, wie beim gewöhnlichen Kaminzug. Einen Schönheitspunkt hat die wichtige Saugzuganlage, indem nicht nur ein eiserne Rauchrohr, das in der Form stark an das einer Lokomotive erinnert. Es ist im unteren Teil etwas sanft eingeknickt, um dann nach oben wieder auseinanderzugehen. So erhebt es sich über den Kessel auf einem Mauersockel oder Eisengerüst, mit dem oberen Ende hoch genug, um den Rauch über alle umgebenden Gebäude hinweg in die freie Atmosphäre zu stoßen. Der bloße Anblick des Heßeren einer solchen Anlage im Vergleich zu dem daneben himmelragenden Schlot läßt schon das Vortheilhafte der Dimensionen erkennen. Er zeigt weiter eine andere, überaus günstige Seite des Betriebs. Während nämlich dem Schlot bei Anstrengungen der Kessel öfters dicke schwarze Wollen entsteigen, bleibt der Rauch der Saugzuganlage neblig und heller. Diese angenehmere Charakteristik der

Erfindung ist durch die sinnreiche Anwendung eines einfachen Mittels erzielt, indem nämlich der Druckluftrohr eines Ventilators nahe der Einschnürung des Rauchrohres dort hineinbläst und damit dieselbe Wirkung ausübt, wie der Dampfstrahl bei der Lokomotive. Sein Druck reicht hin, um die Menge der Rauchgase mitzureißen, daß eine lebhaftes dem natürlichen Kaminluftzug mindestens ebenbürtige Nachströmung entsteht. Durch die

doch einen Teil der Kohlenwärme, die auf diese Art fortgeführt in die Lüfte entweicht. Es sind erfahrungsgemäß etwa 15 Proz. der Kohlenenergie die damit verloren sind für die Ausnützung durch die Dampfmaschine. Gleichwohl aber die Bewegung der Verbrennungsluft nach dem Saugzugverfahren mittels Blaseventilator, so wäre als gleichwertiger Posten in die Rechnung nur jene Wärmemenge zu setzen, die der Ventilator in Gestalt der Antriebskraft empfängt, und die ganz beträchtlich geringer ist, kaum 1 bis 1,2 Proz. Der Verlust wird also auf das 12- bis 15 fache vermindert. Zum andern ist der Betrieb der mit der Kesselanlage verbundenen Economiser und Leberhiker, besser, d. h. jener Apparate, die noch der eigentlichen Dampferzeugung aus den heißen Rauchgasen die restliche Wärme zur Temperierung des Speisewassers und zur Nacherhitzung des Dampfes verwerten. Eine volle machinelle Ausnützung dieser Restwärme war im Kaminluftzug nicht möglich, weil man eben die Hitze der Gasäule benötigte, um Zugstärke zu gewinnen. Der Saugluftzug gebietet solche Rücksichtnahme nicht, vielmehr können die Leberhiker und Economiser



Die Völker als Zeitungsleser

so gebaut werden, daß sie alle Abwärme voll verzehren und im Dampf gebunden, um so besser an die Dampfmaschine weitergeben. Gute Wirksamkeit der Kesselanlage durch sotte Feuer, Ersparnis an Dampf und ösliche Verwertung aller Wärme sind indes auch Faktoren, die für unsere Lage enorme Wichtigkeit haben: Ersparnis an Kohle

Quantität der benutzten Blaskraft wird jene Verdünnung des Rauches erreicht, die ihn stets hell erscheinen läßt ohne daß überflüssig viel Luft zur Feuerung käme, welche die Wirksamkeit des Kessels beeinträchtigen würde. Im Gegentheil ist der Kupferkessel infolge der freien, raschen Flammenentwicklung und aus anderen Gründen besser. Die heiße Gasäule im Schlot bildet

so gebaut werden, daß sie alle Abwärme voll verzehren und im Dampf gebunden, um so besser an die Dampfmaschine weitergeben. Gute Wirksamkeit der Kesselanlage durch sotte Feuer, Ersparnis an Dampf und ösliche Verwertung aller Wärme sind indes auch Faktoren, die für unsere Lage enorme Wichtigkeit haben: Ersparnis an Kohle

Aus allen Ecken

Die Petunie als Fensterkastenblume hat sich in den Kriegsjahren auf das beste bewährt. Dies hat seinen Grund darin, daß sie wesentlich billiger ist als die sonst meist benutzte Petargonie. Beim Gebrauch hat sich gezeigt, daß die Petunie hinsichtlich der Schönheit nicht hinter der Petargonie zurücksteht. Nur muß man stets für genügende Bewässerung sorgen. Eine Vernachlässigung nach dieser Richtung hin nehmen die Pflanzen leicht über: zu trocken gehalten, verfallen sie mit dem Blühen. Eine andere, unbedingt zu beachtende Eigenart der Petunie ist, daß sie keinen frischen Dünger liebt. Die Erde darf deshalb bloß gut verrotteten Dünger enthalten. Endlich ist für einen guten Erfolg noch zu beachten, daß zum Besetzen der Kästen nur Pflanzen genommen werden, die schon einige Zeit in Töpfen gepflegt wurden; aus Wilderkräutern herausgenommene neue Pflanzen wachsen nicht immer an. Von den Sorten ist den Kleinblumigen der Vorzug zu geben. Ihr Wuchs ist durchweg besser als bei den Großblumigen. Sie blühen reichhaltiger und erfreuen durch die Fülle, was ihnen an der Blumengröße abgeht. Eine schöne blaue Sorte ist die Karlsruheer Kathaus-Bennie; man muß aber bedenken, daß die blaue Farbe nicht überall wünschenswert ist. Eine schöne purpurfarbene Sorte haben wir in Petunia purpurea. Weiß blüht Petonia

Milde Tage

Sieh, alle Tage schenken glanzumflärt und hell verklärt, und alle Fragen, die in dir gogärt, sind tief veröhnt.

Du siehst den Himmel wieder wie als Kind, so groß und weit, und die Sekunde, die ins Nichts verzinnt, wird Ewigkeit.

So gehst du frei aus engumschalter Hoff, wirst stark und gut und säßst urgründig ungehobne Kraft und stille Gut.

hybrida alba, rosenrot Gloria. Eine neue, schöne Sorte für unseren Zweck in einer Farbmischung von Karmin und Purpur ist Petunia inflata. Es gibt aber noch eine ganze Reihe guter brauchbarer Sorten; man achtet jedoch auf einen mehr hängenden oder niederliegenden als auf einen aufrechten Wuchs.

Beachtenswerte Worte. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. (Börne.) — Alle irdische Gewalt beruht auf Gewalttätigkeit. (Ebner-Eichenbach.) — Der moralisch gebil-

dete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. (Schiller). — Man muß Werte opfern, um Kräfte zu erzeugen. (Lift).

Rästel-Aufgaben

Studenrästel.
Aus den Silben a a ä da bau do de e e e e ei en ef fe gal i hat tad te ti k mit mir o ri ros sand schal sen s h g te dat wa et lide mon 15 Worte folgender Bedutung: 1. Italienisches Dichter. 2. Ehemalige türkische Provinz. 3. Oper. 4. Säure. 5. Prophet. 6. Abdrucke Stadt. 7. Vogel. 8. Männlicher Fortname. 9. Jenseitsafrikanisches Reich. 10. Bezeichnung für Weismöglichkeit. 11. Musikischer Part. 12. Gedicht an der Erde. 13. Griechischer Gott. 14. Uraltliche Bezeichnung für Kasse. 15. Metall. Eine die Worte richtig gefunden, so nennen die Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd gelesen, einen Zustand, dem wir und jetzt anscheinend nähern.

Berkedrästel.
An Buchstaben zählt sechs mein Rästelwort. Samed ihm den Buch ab; alles Leben dort; In seinem Herzen aber lebt ein Fluß. Reht an ein Werk, das Nichtregentum Gehaffen — während zur gegessenen Reiß Das Ganze etwas Zeitgemäss ist!

Auflösung des Nennungs-Rästel.
Ker — Abel — Kon — Ober — Obem.

Auflösung des Namen-Rästel.
Ira — Irene — Vexia — Grete — Marie — Ursel — Lolte — Rasia — Genestine — Neda — Nibel — Wanda — Hildegard — Wole: Des erke Schone. (Namen der Rästelsöser werden nicht veröffentlicht.)